

3.

Fremde leisten zwar nicht immer, aber doch oft uns mehr, als unsere nächsten Blutsverwandten.

Einleitung.

**W**ir finden unter den Menschen eine große Verschiedenheit der Sinnesart. Schon unter den Kindern wird sie uns bald wahrnehmbar. Kaum haben sie das erste Jahr ihres Lebens zurückgelegt; so beginnt in jedem derselben schon etwas Besonderes hervorzutreten, wodurch es sich von andern unterscheidet, und mit der vorrückenden Zeit wird dieses Unterscheidende, wenn nicht die Kunst der Erziehung ihm die gehörigen Gränzen setzt, immer merklicher. Das eine ist sanfter, schüchtern, leutsamer, oder leichtsinniger, flüchtiger, troziger, als das andere; das eine hat mehr Lebhaftigkeit des Geistes, das andere mehr Weichheit des Herzens, das dritte mehr Reizbarkeit, mehr Ehrgefühl, mehr Ernst, mehr Ueberlegsamkeit, mehr Trieb zum Wirken, mehr Hang zur Stille und Eingezogenheit u. dgl. Ueberall folglich, wo mehrere Kinder erzogen und zum Guten hingelenkt werden sollen, treten täglich und stündlich Fälle ein, die es dem sorgsamem Erzieher zur Pflicht machen, auf die besondern Neigungen, Gewohnheiten und Gemüthsstimmungen der Kinder genaue Rücksicht zu nehmen, um das eine von dieser, das andere von jener Seite fassen, und seiner Bestimmung zuführen zu können. Die jungen Zweige des Menschenstammes dürfen nicht alle auf einerlei Weise gebogen, es muß vielmehr in der Biegung derselben

auf jedes Zweiges eigenthümliche Kraft und natürliche Richtung geachtet werden. Wenige sind der allgemeinen Erziehungsregeln, die nicht in der Anwendung auf einzelne Kinder irgend eine Abänderung oder nähere Bestimmung erfordern sollten.

Allein, das ist doch eine Regel, deren ausnahmslose Gültigkeit schon auf dem Gesetze der Gerechtigkeit beruhet: Jedes Kind muß die herzliche Liebe seiner Eltern aus ihrem ganzen Wesen und Treiben wahrnehmen können — jedes ist so zu behandeln, daß ihm nie ein gerechter Grund dargeboten wird, an dieser Liebe zu zweifeln — keines also darf den übrigen ungebührlicher Weise vorgezogen werden, damit keines über partheiische Zurücksetzung sich zu beklagen habe. Und diese Regel übertrat Jakob.

Zehn seiner Söhne wurden weniger liebevoll von ihm behandelt; Joseph und Benjamin hingegen (Abkömmlinge der Rahel) waren seinem Herzen vorzüglich werth. Der Letztere lebte damals noch in seiner zarteren Kindheit; er war erst 6 Jahre alt. Seine Brüder konnten es darum eben nicht auffallend finden, wenn ihm der Vater lieblosete. Vielleicht folgten sie selbst darin oft seinem Beispiele. Allein der Erstere war schon ein Jüngling von siebenzehn Jahren. Er stand ihnen schon näher, und daß ihm der Vater bei jeder Gelegenheit so merkliche Vorzüge vor ihnen gab, das konnten sie nicht verschmerzen. In Hinsicht auf ihn regte sich in ihrem Innersten ein Neid, der sie nachher zur schreiendsten Härte fortriß. Ihr Vater machte sich eines Fehlers schuldig; aber sie einer schweren Versündigung. Beides ist längst schon erwogen worden.

Wie viel beruhet auf einer weisen Erziehung der Kinder! Wie oft liegt der erste Grund von dem Herzeleid, das die Eltern erleben, in ihrer eigenen Unkunde oder in

ihrer Pflichtvergessenheit! Heute werden wir den Hammer, der Jakobs Herzen bereitet wurde, schon vorläufig kennen lernen. —

Text. 1. Mos. 37, 12—30.

„Die Brüder Josephs waren hingezogen mit ihres Vaters Heerde in die Gegend von Sichem, (13) und Israel sprach zu Joseph: deine Brüder weiden jetzt die Heerde bei Sichem. Komm, ich will dich zu ihnen senden. Und er antwortete: Ich bin bereit. (14) Jakob sprach: Gehe denn hin, und siehe ob es wohl sieh um deine Brüder, und um die Heerde, und dann sage mir wieder, wie es sich verhält. Und so schickte er ihn dem aus dem Thale bei Hebron nach Sichem. (15) Da fand ihn nun auf dem Felde herumirrend ein Mann, der ihn fragte: Wen suchest du? (16) Er antwortete: Ich suche meine Brüder. Lieber, kannst du mir sagen, wo sie weiden? (17) Der Mann sprach: sie sind weiter gezogen; denn ich hörte, daß sie sagten: Lasset uns nach Dothan gehen. Joseph gieng also seinen Brüdern nach, und fand sie bei Dothan. (18) Da sie nun ihn erblickten in der Ferne, fasten sie, noch ehe er zu ihnen kam, den Anschlag, ihn zu tödten, (19) und sprachen unter einander: Sehet, da kommt der Träumer her. (20) Wohlau, lasset uns ihn erwürgen, und in einen Wasserbehälter werfen, und dann sagen, ein wildes Thier habe ihn zerrissen. So wird man sehen, was aus seinen Träumen wird! (21) Ruben aber, der das hörte, suchte ihn zu retten, und sprach: Tödten laßt uns ihn nicht, (22) und eben dieser Ruben setzte hinzu: Vergießet kein Blut! Werfet ihn lieber in den Wasserbehälter, der in der Wüste ist; aber leget nicht selbst Hand an ihn. Das sagte er aber, um ihn zu retten, und dann ihn seinem Vater wieder zu bringen. (23) Als nun Joseph zu seinen Brüdern kam, zogen sie ihm sein Kleid, den bunten Rock, den er trug, aus, (24) und warfen ihn in einen Wasserbehälter, der jedoch damals eben leer und ohne Wasser war. (25) Nun setzten sie sich nieder zum Essen. Während der Zeit hoben sie ihre Augen auf; und erblickten einen Haufen von Ismaeliten, die von Gilead kamen; und auf ihren

Kameelen Gewürze, Balsam und Räucherholz nach Egypten führten. (26) Da sprach Juda zu seinen Brüdern: Was hilft es, daß wir unsern Bruder tödten und den Mord zu verhehlen suchen? (27) Kommt, laßt uns ihn den Ismaeliten verkaufen. Dann vergreifen wir doch selbst uns nicht an ihm. Er ist ja doch unser Bruder, unser Fleisch und Blut. — Und sie folgten seinem Rathe. (28) Da also die midianitischen Kaufleute auf ihrer Reise vor ihnen daherkamen, zogen sie ihn aus dem Wasserbehälter heraus, und verkauften ihn für zwanzig Silberlinge den Ismaeliten. Diese nahmen ihn dann mit nach Aegypten. (29) Als nun Ruben wieder zu dem Wasserbehälter kam, und Joseph nicht darin fand, zerriß er sein Kleid, (30) eilte zu seinen Brüdern, und sprach: „Der Knabe ist nicht mehr da! Wo soll ich hin?“

Drei Punkte sind es, worauf hier unsere Blicke hingelenkt werden: zuersü das Benehmen Josephs selbst bei dem Auftrage seines Vaters, dann das Benehmen des fremden Mannes, der ihm auf dem Wege zu seinen Brüdern begegnet, und demnächst das Benehmen dieser Brüder gegen ihn. Alle die Bemerkungen aber, zu welchen dadurch Anlaß gegeben wird, können wir füglich von dem Hauptsage ausgehen lassen:

Fremde leisten zwar nicht immer, aber doch oft uns mehr, als unsere nächsten Blutsverwandten.

I. Nicht immer, sage ich, leisten sie uns mehr. Das wäre auch in der That sehr unnatürlich.

Die Familienverbindung ist ja die erste, in welcher die Vorsehung uns auf Erden hervortreten läßt. Eltern sind da, die uns empfangen bei unserer Ankunft im Lande der Lebendigen, oft auch wohl schon Brüder und Schwestern, oder wir selbst begrüßen die

neuen Ankömmlinge in diesem Lande. Unsere Kindheitsjahre hindurch ist das Vaterhaus unsere Welt; diejenigen, die zu diesem Hause gehören, sind die nächsten Glieder der Menschenkette, an welche wir uns angeschlossen fühlen; in ihren Umarmungen entwickeln sich die süßen Empfindungen der Liebe, die uns auch nachher in jede anderweitige Verbindung begleiten sollen; in ihrem traulichen Kreise finden wir unsern Spielraum, wenn jeder andere uns verschlossen ist. Ja, selbst späterhin, wenn wir durch Stand und Beruf schon umhergetrieben werden in der größern Menschenwelt, ist unsere Familie immer wieder der feste Mittelpunkt, zu welchem wir zurückkehren, um dort auszuruhen von Beschwerden und Mühseligkeiten, und die reinsten, stillsten Lebensfreuden zu genießen. Schon die geheime Macht der Zeit und der Gewohnheit also bindet uns nach dem Willen Gottes zunächst an unsere Verwandten, und gebietet uns, ihnen mehr zu leisten und mehr zuzutrauen, als Andern.

Außerdem aber ist auch unser Schicksal mit dem Schicksale unserer Verwandten aufs innigste verflochten. Wir sagen mit Juda: Sie sind unser Fleisch und Blut. Wir betrachten sie als Mitglieder eines Körpers, dessen Glieder auch wir sind, und so lange diese Ansicht nicht durch Leidenschaften verrückt wird, bestätigt es die Erfahrung: Wenn Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn Einem Gliede wohl ist, so freuen sich alle Glieder mit ihm \*). Was den Kindern widerfährt, beurtheilen die Eltern so, als ob es ihnen selbst widerfahren sey. Ein Kranker unter unsern häuslichen Angehörigen versetzt das ganze Haus in ängstliche Bewe-

\*) 1. Cor. 12, 26.

gung. Die Ehre unsers Bruders, unserer Schwester halten wir für unsere eigene Ehre. Um unserer selbst willen schweigen wir, wenn sie verletzt wird durch ihre Schuld; wir empören uns wider den, der sie unbefugter Weise kränkt und beleidigt; wir sind stolz auf sie, wenn sie zu hohem Ansehen gelangen; der Glanz ihres Glücks wirft seine Strahlen auch auf uns herüber. Welche Unnatur also, wenn dennoch die nächsten Blutsverwandten sich einander nicht mehr leisten, als sie von dem Fremden erwarten dürfen!

Erkennen wir die Pflicht der Dankbarkeit für eine der ersten und heiligsten, die wir zu beobachten haben; so erscheint uns ein solches Verhalten noch unnatürlicher. Denn wenn wir auch sogar hinwegsehen von den einzelnen unzählbaren Wohlthaten, die uns von Eltern erwiesen wurden, und uns nun die Verbindlichkeit auflegten, sie durch Liebeserweisungen aller Art möglichst zu vergelten; so bleibt doch immer noch Vieles übrig, was uns zu Schuldnern unserer Familie macht. Wer sollte nicht gestehen müssen, daß auch mancher andere unter seinen Angehörigen sich oft gleichfalls großes Verdienst um ihn erworben habe? Wer sollte nicht wissen, wie viel oft in der Pflege und Bildung der jüngern Familienglieder von der Sorgfalt und Aufmerksamkeit ihrer ältern Geschwister abhängt? Wer sollte nicht schon erfahren haben, wie mancher Schmerz dem jugendlichen Menschen gelindert, wie manche Hülfe geleistet, wie manche Gefahr abgewendet, wie mancher Rath gegeben, wie mancher Trost zugesprochen, wie manche Stunde verfüßt werde durch diejenigen, die ihm immer so nahe stehen, und selbst an Heiterkeit verlieren, wenn er nicht heiter ist? Und wer sollte denn nicht auch in das höchste Erstaunen gerathen, wenn dies

alles durchaus keine Dankbarkeit wirkte, und die Blutsverwandten in der Folge niemals einander mehr leisteten, als Fremde?

Ein solche durchgängige Unterdrückung natürlicher Empfindungen bemerken wir auch in Jakobs Familie nicht. Sein Sohn Joseph wenigstens stellet uns schon gleich ein Beispiel des freudigsten kindlichen Gehorsams dar. Die Gegend von Sichem war es, wo jetzt seine Brüder ihres Vaters Heerden weideten. Dort hatten sie vor einigen Jahren die größte Grausamkeit verübt. Trotz der rühmlichen Gewissenhaftigkeit und Friedliebe, mit welcher Hemor, der dortige Fürst, wegen der Schandthat seines Sohnes an ihrer Schwester ihnen völlige Genugthuung angeboten, und auch die Bedingungen, die deshalb von ihnen selbst waren vorgeschlagen worden, pünktlich erfüllt hatte, waren sie so treulos gewesen, bald nachher, glühend von Rachsucht, ihn und alle seine männlichen Untergebenen zu morden, ihre Stadt auszuplündern, und Weiber und Kinder gefangen zu nehmen. Schon damals hatte ihr Vater von dieser Bundbrüchigkeit und dieser Wuth die schrecklichsten Folgen gefürchtet. „Ihr habt mir ein Unglück zugerichtet — so hatte er besonders die Häufelführer jenes Verbrechens, Simeon und Levi, angeredet — die Einwohner des Landes, die Cananiter und Pheresiter, werden nun Abscheu vor mir haben, und wenn sie sich zusammenrotten wider mich, so reicht meine Macht nicht hin, mich zu vertheidigen — sie werden mich schlagen und vertilgen sammt meinem Hause“<sup>\*)</sup>. Ohne Zweifel trat dieser Gedanke jetzt wieder vor seine Seele. Mit dem Worte Sichem hatten sich bange Vorstellungen verknüpft. Er wünschte, zu erfahren, wie es

\*) 1. Mos. 34, 30.

dort um seine Söhne stehe. Er rief also seinen geliebten Joseph zu sich, um ihn dahin zu senden. Angenehm zwar konnte diesem wohl ein solcher Auftrag nicht seyn. Auch ihm waren die Gefahren bekannt, die seiner Familie in einer Gegend drohten, deren übrig gebliebene Bewohner noch des Bluts ihrer treulos erschlagenen Freunde gedachten. Und in dieser Gegend sollte er allein dahinwandeln! Er kannte auch seine Brüder, die jenen Gefahren Trotz boten, und sich auf ihre Stärke verließen. Er wußte, wie sehr sie ihn anfeindeten. Und nun sollt' er sie auffuchen, fern von dem schützenden Vater! Doch er selbst war von schuldlosem Sinne; darum erbebte er nicht. „Der den Herrn fürchtet, der darf vor nichts erschrecken, noch sich entsetzen; denn der Herr ist seine Zuversicht.“ \*) Er selbst war kein Feind seiner Brüder; darum war auch ihr Schicksal ihm nicht gleichgültig. Er liebte endlich seinen Vater; die Ruhe desselben lag ihm am Herzen. Darum folgte er auch gern dessen Winken und Befehlen. „Komm, ich will dich zu ihnen senden“, sprach der Vater. Und der treue Sohn antwortete auf der Stelle: „Ich bin bereit.“ Und so wandelte er denn hin nach Sichem, seinen Brüdern und — seinem Schicksale entgegen. O ihr alle, die ihr noch einen Vater, oder eine Mutter, oder beide noch habet — welch ein Muster ist euch hier Joseph! Aber wie weit steht ihr so oft diesem Muster nach! „Ich bin bereit.“ Ist das die Sprache, die auch ihr führet, wenn etwa eure Eltern euch einen Auftrag, und wohl gar einen unangenehmen, einen gefährlichen ertheilen? Wartet ihr niemals auf drei- oder viermaliges Ermahnen und Auffodern? Er-

---

\*) Sic. 34, 16.

hebet ihr niemals dagegen irgend eine Klage oder Widerrede? Suchet ihr niemals unter allerlei Ausflüchten und Entschuldigungen euch loszureißen von euren Verbindlichkeiten? Oder erfüllet ihr niemals den Wunsch eurer Eltern nur saumselig und verdrossen? Ach, vielleicht giebt es auch unter uns noch manchen Sohn und manche Tochter, die der Ruhe ihrer Eltern nicht achten, die der gerechtesten Ansprüche derselben insgeheim spotten, die ihnen oft die unanständige Widersetzlichkeit beweisen, und es wohl gar laut sagen: Das thue ich nicht — das möget ihr selbst thun! — O der Fühllosen! Ist das der Dank für die tausendsachen Wohlthaten, die ihnen aus Elternhand zufließen? Ist das der Lohn für unzählige, willig übernommene Schmerzen, Sorgen und Unbequemlichkeiten? Die Achtung, welche die Unterthanen ihrem Fürsten schuldig sind, gebühret auch denen, die er angeordnet hat, seine Stelle irgendwo zu vertreten, und jede Ansehung unrechtmäßiger Widersetzlichkeit gegen sie wird als Widersetzlichkeit gegen ihn selbst angesehen. Sind aber nicht auch die Eltern wirklich von Gott bestimmt, an seiner Stelle und in seinem Namen auf die Kinder zu wirken? Sagt nicht darum schon Sirach: Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater und dienet seinen Eltern, und hält sie für seine Herren?\*) Und heißt es denn nicht, heraustreten aus dem Verhältnisse, worin die Kinder zu ihren Eltern als ihren Vorgesetzten stehen, heißt es nicht, mit den Eltern sich in gerade Linie stellen oder sich über sie erheben, und sie als Untergebene behandeln, wenn ein Kind ihnen den schuldigen Gehorsam weigert, und von ihnen selbst den Dienst, den es leisten soll und kann, zu fodern wagt? Ist nicht ein solcher trotz-

\*) Sir. 3, 8.



der Regel nach von Fremden erwarten dürfen. Doch — nicht alle Menschen sind, wie Joseph und Ruben.

II. Oft leisten Fremde wirklich uns mehr, als unsere nächsten Blutsverwandten, und unerklärbar ist uns das keinesweges. Wie aus der Natur vieler an sich selbst wohlthätigen und sogar unentbehrlichen Dinge (z. B. des Feuers und Wassers) unter besondern Umständen Uebel hervorgehen können, so auch aus der Natur naher Verbindungen unter den Menschen.

In solchen Verbindungen giebt es strengere Rechte und Pflichten, als unter Menschen, die sich einander fremd sind. Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern haben mehr Aufmerksamkeit auf ihre wechselseitigen Bedürfnisse, mehr Theilnahme an den Bemühungen für gemeinschaftliches Wohl, mehr Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, mehr Schonung, Geduld, Offenberzigkeit u. dgl. von einander zu fordern; als von denen, welche in gar keinem engern Verhältnisse mit ihnen stehen. Es greift daher auch vorzüglich schmerzhaft in unsere Empfindung ein, wenn sogar unsere nächsten Blutsverwandten kein Bedenken tragen, unsere unbestreitbaren Rechte zu kränken, ihre heiligen Pflichten gegen uns zu übertreten. Und wenn nun wir selbst die Fehlenden sind — wenn auch wir unsern nächsten Blutsverwandten nicht leisten, was wir sollen und können — ist es dann zu verwundern, daß sie gleichfalls unsere Erwartungen mehr oder weniger unbefriedigt lassen? Können Eltern, die ihre Kinder, können Söhne und Töchter, die ihre Eltern, können Schwestern und Brüder, die ihre Geschwister mit Lieblosigkeit behandeln, etwas anderes erndten, als sie säeten? Fremde hatten an uns nicht solche Ansprüche zu machen; wir standen ihnen nicht nahe genug, um ihre Herzen verwunden zu können;

sie sehen in uns keine pflichtvergessenen Menschen, keine Beleidiger, wenigstens keine, deren bisheriges Benehmen gegen sie ihnen unverzeihlich erschiene; die Stimme der Menschlichkeit, die sie zu uns hinruft, ertönet ihnen noch ungedämpft. Wird denn nicht hieraus erklärbar, warum oft sie uns mehr leisten, als unsere nächsten Blutsverwandten?

Aus der genauen Verbindung mit den Iestern, und aus dem unmittelbaren Einflusse ihres Schicksals auf das unsrige gehet ausserdem auch nicht selten ein Widerstreit zwischen unserm persönlichen Vortheile und dem ihrigen hervor. Da wünscht z. B. mancher Sohn des Hauses, daß er gar keine oder nicht so viele Brüder und Schwestern haben möchte. Jeder derselbe schmälert sein künftiges Erbtheil. Da wird mancher Andere von Unmuth ergriffen, wenn er durch einen seiner Angehörigen, dem er doch völlig gleich zu seyn glaubt, sich verdunkelt sehen muß. Da schämt ein Dritter sich, mit einem andern so nahe verwandt zu seyn; denn dieser ist vielleicht sehr häßlich, oder sehr geizlos und ungeschickt, oder in tiefe Armuth versunken. Auch hier also wird es einleuchtend: wenn unsere nächsten Blutsverwandten durch uns ihr Wohl, obgleich ohne unsere Schuld, gefährdet oder verringert zu finden glauben; so leisten oft Fremde uns mehr, als sie. Diese sehen unsern Zustand von dem ihrigen mehr abgesondert; sie verlieren nichts, indem wir gewinnen; sie haben keinen Grund, uns zu verläugnen oder zurückzudrängen, wenn es uns übel geht; sie suchen oft wohl gar darin ihren Ruhm, sich mehr, als unsere eigenen Blutsverwandten, um uns verdient zu machen.

Was ist endlich natürlicher, als daß die nahe Verbindung

der letztern unter einander oft auch wohl nach und nach wechselseitige Geringschätzung erzeuget? Nur der Hausvater und die Hausmutter machen noch wohl eine gewisse Erhabenheit über die übrigen Familienglieder geltend; aber diese leben mit einander in zwanglosen Verhältnissen. Sie entbinden sich von der Beobachtung jener Höflichkeitsregeln, welche sonst im geselligen Verkehr noch ihren Werth behaupten, und dort manchen Ausbruch des rohern Sinnes verhüten. Jeder hat dieselben Rechte, die der Andere hat, und jeder sträubt sich darum auch wohl gegen den andern, wenn dieser ihm Ehrfurcht zu gebieten sucht. Auch macht das tägliche Beisammenseyn den Einen mit den Fehlern des Andern genauer bekannt, und dies ist gleichfalls oft wieder von der nachtheiligsten Wirkung. Wenn die nächsten Blutsverwandten sich über die Pflicht der wechselseitigen Achtung erhoben dünken; so streben sie sich einander entgegen. Man bemerkt daher immer, daß der Haß, wenn er einmal unter Brüdern und Schwestern einreißt, gerade am längsten gähre, am fürchtbarsten tobe. Keiner wird hier durch Achtung vor dem Andern in Schranken gehalten, und Fremde leisten in solchen Fällen uns mehr, als sie. Denn vor diesen haben wir unsere etwaigen fehlerhaften Seiten noch gar nicht, oder doch nicht so sehr enthüllt; sie sind durch vertraulichen Umgang mit uns noch nicht veranlaßt worden, uns gleichgültig oder verächtlich zu behandeln; sie glauben uns schuldig zu seyn, was sie in ähnlicher Lage auch von uns erwarten würden; sie ehren noch in uns die Menschen.

Bei ernster Ueberlegung dieser allgemeinen Gründe jener Erscheinung wird nun auch das Erstaunen über Jesephs Schicksal gemindert. Wir sehen, daß hier alles einen natürlichen Gang nehme. Auch ihm wurde in seinem Leben

von Fremden mehr geleiſtet, als von ſeinen Blutsverwandten. Sehet auch hier wieder Gottes Walten! Eine vorläufige Erfahrung dieſer Art machte er ſchon bei ſeiner Wanderung nach Sichem.

Da verirrete ſich der gute Jüngling. Er iſt in einer Gegend, wo es wenige gebahnte Heerſtraßen und noch weniger Anſtalten zur Sicherung der Reiſenden giebt; in einer Gegend, wo die empörende Grausamkeit ſeiner Brüder noch in dem friſchen Andenken aller nachbarlichen Bewohner ſchwebte. Hier ſuchet er eben dieſe Brüder, und findet ſie nicht; hier irret er auf dem Felde umher, einſam, unerfahren, und leicht zu überwältigen. Wie muß dem Armen dort zu Muth ſeyn! Aber ſehet da! Es begegnet ihm ein fremder Mann. Dieſer hat von ſeinen Brüdern vernommen, wohin ſie ihre Heerde zu treiben gedachten. Er weiſet den irrenden Jüngling zurecht. Ein großes Verdienſt iſt freilich dem Manne darum allein nicht zuzuschreiben. Er thut etwas, das ihm weder Mühe noch Aufopferung koſtet. Aber wird er nicht dadurch doch für Joſeph ein beruhigender Wohlthäter, ein leitender Engel, den die Hand der Vorſehung in jener Gegend ihm anweiſet? Und wie? wenn wir vorausſetzen, daß dieſer Mann zu einer der benachbarten Völkſchaften gehöret, die ſonſt allein jene Gegend bewohnten und mit ihren Heerden benutzten, und unter welchen die Söhne Jakobs vielleicht immer noch mit Abſcheu genannt wurden? Unwahrscheinlich iſt das doch nicht. Auch er wandert ja einſam dahin. Man ſieht jedoch, daß er des Weges in jener Gegend kundiger ſey; denn von ihm wird nicht bemerkt, daß er ſich gleichfalls verirret habe. Gewinnet nicht nun unſere Anſicht von dieſem Manne einen höhern Reiz? Erſcheinet er nicht nun uns als ein Menſchenfreund, ohne

Misgunst, ohne Nachsicht, ohne alle Gerechtigkeit, den Irrenden noch tiefer in die Irre zu führen, und ihn von seinen Brüdern getrennt zu erhalten? Beschämte er nicht zugleich alle diejenigen, die dem Fremden ihre Gefälligkeit weigern, nur ihren Eigennutz ihm fühlbar machen, und dadurch nicht nur ihrer Gegend im Auslande einen bösen Ruf, sondern oft auch ihren reisenden Mitbürgern, als Fremdlingen im Auslande, eine ähnliche Behandlung bereiten? Mahnet nicht sein Beispiel uns überhaupt an die Pflicht, die Irrenden aller Art, wo auch nur immer sich Gelegenheit dazu darbietet, auf den richtigen Weg hinzuweisen, unsere gründlichern Einsichten, unsere gereisern Erfahrungen, unsere geprüftern Grundsätze ihnen mitzutheilen, sie mit sanftmüthigem Geiste zu warnen, wo sie fehlen, zu ermuntern, wo ihr Muth erschlappt und auf solche Weise sie ihrem wahren Ziele immer mehr anzunähern? Erinnert er uns nicht auch an das spätere erhabnere Beispiel des eingebornen Sohnes Gottes selbst, der einer ganzen Welt voll Irrender in höherm Sinne des Worts als treuer Führer durch die Wüste des Lebens erschien? Doch — hinwegwenden müssen wir jetzt unsere Blicke von diesem redlichen Fremden. Er leistete dem irrenden Jünglinge, was er ihm hier zu leisten hatte. Aber wie benahmen sich in Vergleichung mit ihm Josephs eigene Brüder?

Arglos und fröhlich eilet der treue Bote seines Vaters ihnen entgegen. Schon ist er zu Dothan, fünf bis sechs Stunden von Sichem, in ihrer Nähe angekommen. Aber kaum erblicken sie ihn von ferne; so heißt es auch schon: „Seht, da kommt der Träumer her! Laßt uns doch seine Träume zu Schanden machen! Der Thor glaubt uns alle überflügeln zu können, und wir erfahren es ja täg-

lich, daß dies unserm Vater nicht unangenehm seyn würde. Ziehet nicht dieser ihn ungerechter Weise uns allen vor? Müßten wir nicht überall dem verrätherischen Lieblinge nachstehen? Und ist das nicht unerträglich? Kommt, laßt uns ihn erwürgen, und dann in eine Cisterne werfen, und sagen, ein wildes Thier habe ihn zerrissen. So wird sich dann zeigen, wie seine stolzen Träume so genau in Erfüllung gegangen sind!“ Dies ist die Sprache der erbitterten Brüder. Nur Ruben, der älteste unter ihnen, erklärt sich sogleich wider das Erwürgen. Er schlägt vor, ihn lieber lebendig in eine Cisterne zu werfen. Solche Cisternen waren Wasserbehälter in der Erde, unten weit und oben enge, damit das Regenwasser, das sich in ihnen gesammelt hatte, nicht so bald wieder verdunstete. In jenen heißen Gegenden, wo es so sehr an Quellwasser gebricht, mußten sie für die Hirten und ihre Heerden an jedem passenden Orte gegraben und ausgemauert werden, obgleich sie zur Zeit der Dürre auch wohl bald wieder versiegten. Wer aber hineinstürzte, konnte ohne fremden Beistand nicht wieder herauskommen; er mußte im Schlamm erstickten oder des Hungertodes sterben. Ruben thut diesen Vorschlag nur, um die Wuth seiner Brüder einstweilen zu stillen. In'sgeheim ist er gesonnen, den Benedicten nachher wieder zu retten, und seinem Vater zurückzuführen. Sein Vorschlag wird angenommen, aber sein geheimer Plan vereitelt. Joseph nahet sich; mit Gewalt entkleiden ihn seine Brüder von dem bunten Gewande, dessen Anblick aufs neue ihren Zorn aufstachelte; sie werfen ihn in eine jetzt eben wasserleere Cisterne, setzen sich dann ruhig (wer erstaunet nicht über ihre Gleichgültigkeit gegen Bruderleben?) zum Essen nieder, ziehen ihn aber nachher, in Rubens Abwesenheit, wieder hervor, und

verkaufen ihn auf Juda's Rath an eine vorüberziehende Gesellschaft (oder Caravane) von midianitischen Kaufleuten für zwanzig Silberlinge \*). Juda, mit Rubens Vorhaben unbekannt, will gleichfalls Joseph's Leben schonen. Nicht umkommen soll er in seiner Grube. Aber die Gelegenheit, die sich darbietet, ihn zu verhandeln, wecket doch einen Wuchergeist, der das Rechtsgefühl übertäubet, und weder der Ruhe eines Vaters, noch des künftigen Schicksals eines Bruders achtet. Und so wird denn nun der gute Jüngling ein Sklave — weggerissen von seines Vaters liebevollem Herzen — hinabgesunken von der Höhe des Glücks, das ihm schon im Traume erschien! Ein Fremdling hatte ihm den rechten Weg angewiesen. Aber auf welchem Weg stoßen ihn seine nächsten Blutsverwandten!

O ihr Eltern, bewahret unter euren Kindern den Frieden! Bewahret ihn auf alle mögliche Weise! Gebet selbst ihnen jederzeit das anziehende Beispiel der Liebe und Eintracht, und euer Auge verkläre sich vor ihnen im Genusse der stillen, reinen Freuden, die daraus hervorgehen! Verhaltet euch gegen sie mit solcher Partheilosigkeit, und treffet solche Veranstaltungen, daß von eurer Seite zum Neide und Hasse unter ihnen nimmermehr Anlaß gegeben wird! Ihr sehet ja doch aus Joseph's Geschichte, wie das Gegentheil wirken könne. Aber auch euch, ihr Brüder und Schwestern, auch euch muß ich ermahnen und

---

\*) Ein Silberling (oder Sckel Silbers) war damals noch keine Münze. Das Silber wurde nur gewogen, und das Normalgewicht eines Sckels lag späterhin in der Stiftshütte, dann im Tempel. (2. Mos. 30, 13. 1. Chron. 24, 29.) Als Münze waren in der Folge zwanzig Silberlinge etwa zehn schwere Thaler.

bitten: Bewahret den Frieden unter euch! Erwäget, daß ihr nach Gottes Anordnung euch einander die nächsten Blutsverwandten seyd, daß ihr es für Schande zu achten habet, wenn dem einen oder dem andern unter euch vielleicht ein Fremder noch mehr leistet, als ihr, daß ihr es nie verantworten könntet, wenn nicht jeder unter euch zum Wohl der ganzen Familie treulich mitwirket, und daß hingegen euer Haus dem Geiste jedes vorübergehenden Redlichen, der euch kennet, wie ein Pallast erscheine, wenn er beim Anblicke desselben sagen kann: In diesem Hause waltet die Liebe! Ja, das müsse gesagt werden können von jeder unserer Wohnungen!

Liebe, komm herab vom Himmel!  
Komm in unser Herz; hinab!  
Reiße durch das Weltgetümmel  
Auch die Unfern bis ans Grab!  
Laß durch deine Macht auf Erden  
Jedes Haus regieret werden!